



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Fleischhauer, O.: Goethes Wilhelm Meister

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Kein Fleckchen Land, das ertragfähig ist, bleibt unbenutzt, und auf bergigem Terrain legen sie terrassierte Äcker an, um auf diese Weise die Ackerfläche zu vergrößern. Wie hoch steht doch der chinesische Bauer z. B. über dem russischen! Hier ist Kultur, eine alte, stehengebliebene Kultur, aber immerhin eine solche, vor der man den Hut ziehen kann. Und diese ihre Kultur verdanken die Chinesen sich selbst allein und ihrer eigenen Kraft und Intelligenz.

Wenn Du Zeit und Lust hast, etwas über China zu lesen, so kann ich Dir zwei gute Bücher empfehlen: Arthur Smith, „Chiniese Characteristics“ und Holcombe, „The Real Chinaman“. Beide Verfasser sind Amerikaner und gute Kenner Chinas.

Was hätte aus China werden können, wenn man die Jesuiten, die so unendlich viel für die Hebung der Kultur und für die Einführung der abendländischen Kultur in China getan haben, bei der Arbeit gelassen hätte und wenn die humanen und bibelfesten Engländer nicht das Volk, wenigstens die höheren Stände, durch das Opium physisch, intellektuell und sittlich zu Grunde gerichtet hätten!

(Weitere Briefe folgen)



Goethes Wilhelm Meister

Von O. Fleischhauer = Oberspieler



Goethe lebt im Urteil vieler sogenannten Gebildeten nur als der Olympier, der Geheimrat und Staatsminister von Weimar, der formgewandte Hofmann und Aristokrat, der in seinem Verkehr sich ausschließlich auf die vornehmen Kreise beschränkt habe*). Nichts ist schiefere als dieses Urteil. Vielleicht gilt es noch am ersten von dem Goethe der letzten Lebensjahre, doch auch da nur mit der Einschränkung, daß dem Alter überhaupt der Zug nach Abschließung eigen ist. Aber von jenem Goethe, der auf seinen Wanderungen sich mit Vorliebe in ein Gespräch mit Handwerksburschen und Landarbeitern einließ, der bei dem St. Rochusfest zu Bingen noch im Jahre 1814 mitten unter dem fröhlich feiernden und populierenden Volk saß, von dem Goethe, dem das Leben in seiner kleinsten und einfachsten Gestalt bedeutend und der Erkenntnis wert war, gilt es höchstens in sehr bedingtem Sinne, durchaus aber nicht, wenn man es fällen wollte vom Standpunkt einer politischen Partei aus und in feindseliger und verurteilender Absicht.

*) Auf einen im „Logos“, Jahrgang 1910, Heft 2 (Verlag von J. C. B. Mohr in Tübingen) erschienenen Aufsatz von J. Cohn über „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ sei noch hingewiesen.

Wenn das Wort gültig ist: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! so am ersten bei Goethe. Nirgends sonst läßt sich so beinahe lückenlos der Zusammenhang zwischen Leben und Werk nachweisen. Man denke an die Werke der Sturm- und Drangperiode, man denke an seine klassischen Dramen Tasso und Iphigenie. Seine innerste Gesinnung, sein Herzblut tritt hier immer zutage.

Wer Goethes soziale Stellungnahme kennen lernen will und wie weit er von dem Begriff einer einseitigen Aristokratie sich fern hielt, der nehme Wilhelm Meisters Lehrjahre und Wanderjahre zur Hand. Das Ergebnis wird zweifellos ein anderes sein, als das landläufige Urteil über seine starre aristokratische Lebensrichtung uns weismachen will.

Dieser Roman — oder soll ich sagen: die Geschichte einer Persönlichkeit? — gibt eine Fülle von Gedanken zu der wichtigsten Forderung der Zeit, sich mit der sozialen Frage auseinanderzusetzen und den Versuch zu ihrer Lösung zu machen. Dabei mag gleich bemerkt werden, daß man gerade in dieser Geschichte einer Persönlichkeit den Schlüssel zur Lösung findet. Denn von Person zu Person und durch die Mächte der Persönlichkeiten und nicht durch noch so vortreffliche Gesetzesmacherei können die sozialen Gegensätze überbrückt, kann der soziale Friede erreicht werden; und darauf kommt es doch wohl jedem an, dem nicht wie einigen Agitatoren der politischen Parteien der Kampf alleinige Lebensquelle ist.

Grafen und Gräfinnen, Barone, Marquis, Abbés, Großgrundbesitzer und höhere Offiziere sind der Umgang des jungen bürgerlichen Mannes mit dem schlichten deutschen Namen Wilhelm Meister. Es ist zweifelhaft, ob heute die „Gesellschaft“ so bereitwillig einen jungen Menschen „ohne Namen“, „ohne Familie“ mit offenen Armen in ihren Kreis aufnehmen würde, noch dazu wenn er in der Gesellschaft herumvagierender Schauspieler und Zirkusleute in ein vornehmes Haus schneien sollte.

Wilhelm Meister nimmt seinen selbstgewählten Beruf als Dramaturg und Regisseur ernst, so ernst wie Grafen, Abbés und Offiziere ihren Stand und Beruf nur immer nehmen können. Er treibt die Kunst nicht spielerisch genug, wie es in gewissen Kreisen guter Ton ist, und er ist nicht Streber genug, um sich zum brauchbaren Werkzeug der Launen großer Herren herzugeben. Er ist eine „Persönlichkeit“ und wagt, seine Persönlichkeit als etwas Selbstverständliches auszuspielen. Und das alles tut er als Neuling und Fremdling in der vornehmen Welt. Das verschnupft, das ist gegen den Hosten, das widersteht dem Willen und Gefallen derer, die zu befehlen gewohnt sind. Und man wird stets geneigt sein, sich gegen solche Leute abzuschließen, von denen man sich eines demokratisch rücksichtslosen Benehmens versehen muß — es sei denn, daß ihnen eine amerikanische Herkunft, eine goldene Dollarverbrämung eine „interessante Note“ verleihe.

Freilich, jene Grafen und vornehmen Herrschaften des Goetheschen Romans, die sich den jungen Mann, so wie er ist, gefallen lassen, würden samt und sonders in der „Gesellschaft“ unserer Zeit keine Gnade finden. Sie bewegen

sich so natürlich, wie nur immer ein Goethe sie sich bewegen lassen kann. Sie lieben und hassen ehrlich, wie nur immer rechte Menschen tun können. Sie kofettieren allerdings nicht mit demokratischen Grundsätzen, denn überzeugtere Anhänger des Aristokratismus kann es nicht geben. Und doch halten sie es nicht unter ihrer Würde, recht menschlich vertraulich mit dem Volk zu verkehren, von einem Barbier sich Märchen erzählen zu lassen und bei Garnspinnern und Webern, sogar frommen Webern, in deren Hausindustrie sich zu unterrichten. Der aristokratischste aller Aristokraten, Jarno, heiratet sogar ein einfaches, von dem Geliebten verlassenes Mädchen, und fühlt sich, wie es scheint, ganz wohl dabei.

Was die äußere Kultur betrifft, so ist die Kleidung, die jene Herren und Damen tragen, vornehm genug, und in ihr könnten sie eine recht gute Figur machen auch in unserer Zeit. Gelegentlich ist auch die Rede von wertvollem Schmuck, von vortrefflichen Kunstgegenständen und mancherlei angenehmen Dingen, die zum Leben gerade nicht notwendig sind, die aber das Leben recht verschönern können.

Es fragt sich, ob ein Romanschriftsteller, der sich mit den Gesellschaftsmenschen unserer Zeit herumlagen muß, um sie in den Rahmen seiner Fabel zu zwingen, nach hundert Jahren noch so jugendfrisch und ursprünglich auf die späten Enkel wirken wird, wie Goethe noch heute auf uns, selbst wenn er mit einem so lebendigen Stil zu uns rebete wie Goethe. Denn heute fehlen die originellen Originale der Goetheschen Zeit. Man findet die „persönliche Note“ der Menschen nicht mehr so in ihrer Ausdrücklichkeit wie damals. Die Persönlichkeit ist unter der langweilig tyrannischen Herrschaft technischer und mechanistischer Weltanschauungspaffen fast zugrunde gegangen. Wo aber Persönlichkeit ist, da ist Leben und da ist das wahrhaft Moderne, trotz Monismus, trotz Sozialismus, trotz der Fixigkeit der Massenmenschen unserer Zeit, die als Räder und Räderchen im Getriebe nur einen Kreislauf, nur einen Gedanken kennen.

Wilhelm Meisters Persönlichkeit offenbart sich darin, daß er trotz seines bezeichnenden Namens nie fertig ist und nie eine vollendete Meisterschaft erringt. Er steht gerade hier im ausgesprochenen Gegensatz zu vielen Menschen unserer Zeit und zur allgemeinen oberflächlichen Ansicht vieler Zeitgenossen. Goethe hat eben das als Meisterschaft bezeichnen wollen, daß man stets lebendig bleibe und in der Entwicklung stehe, daß man immer wachse, organisch, regelmäßig, stetig, nicht wie ein Musterknabe, der empor-schießt. Goethe selbst war solch ein Wachsender bis in sein höchstes Greisenalter. Und das soll's sein: in den Lebensformen und im Gestalten kein Stillstand, kein fertiges Meistertum, aber die immer sich erneuernden Früchte sind die Meisterschaften und die Meisterwerke. Das sollte uns eine Lebensweisung sein in unserer selbstbewußten, stets auf Erfolge und fertige Resultate pochenden Zeit. Glücklicherweise ist der zu nennen, den die verdamnte Nützlichkeitmoral noch nicht so verwirrt hat, daß er noch das Faustwort versteht:

Ein guter Mensch, in seinem dunkeln Drange,
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt —

und das Wort Shakespeares: Der kommt am weitesten, der nicht weiß, wohin es geht!

Es scheint, als ob die Zeit vorüber sei, wo man in keiner „gebildeten“ Gesellschaft sein konnte, ohne einige Male das Wort Weltanschauung hören zu müssen, und wo man kein würdiges Mitglied dieser Gesellschaft war, wenn man sich nicht auf eine der vielen, natürlich modernen Weltanschauungen hatte festlegen lassen. Zwar einige Bildungsfanatiker spuken wohl noch, und es klingt uns noch die Forderung in den Ohren, man müsse sich die Weltanschauung des Monismus aneignen, wenn man nicht zu den Dummköpfen, Heuchlern und Finsterlingen gezählt werden wolle. Heute tritt „die Forderung des Tages“ wieder an uns heran, und das Leben ruft uns in die Schranken. Da können und wollen wir uns nicht von einer Lehrmeinung gefangen nehmen lassen, käme sie nun von Rom oder von — Jena. Wir wollen das tausendfältige Leben nicht in irgend eine Schablone pressen lassen, und würden uns die schulmeisterlichen Methoden noch so eindringlich gepriesen.

Das aber ist auch Wilhelm Meisters Meinung, und selbst da zeigt sie sich, wo Goethe seine Erziehungs„methode“ niederlegt in jener Schilderung der Erziehungsanstalt, in der der junge Felix, — der Glückliche! — Aufnahme findet: Nur nicht schablonisieren! nur nicht irgend einen Weg als den einzigen durch das Leben gelten lassen!

Es scheint geboten darauf hinzuweisen, daß die Kunstform des Romans ein vortreffliches Hilfsmittel sei, uns die Lehren und Weisungen zu geben, die uns Führer und Lebensbegleiter sein sollen. Dabei freilich sei gleich ausdrücklich bemerkt, daß wir in dieser Darstellung die Bibel durchaus beiseite lassen müssen, die ja allerdings im höchsten Sinne nicht dogmatifizierend, sondern praktisch unsere Lehrmeisterin sein könnte. In Erwägung des Prophetenwortes: Aber wer glaubt unserer Predigt, und wem wird der Arm des Herrn offenbar? und obgleich auch Goethe gelegentlich die Bibel das beste Volksbuch genannt hat, würde man leicht auf unüberwindliches Mißtrauen stoßen, wenn man sie modernen Menschen gegenüber als ein Erziehungs- und Lebensbuch empfehlen wollte. Im Roman wird uns das mannigfaltig sich gestaltende Leben in immer neu variierenden Formen und Bildungen vor die Augen gerückt, und es bedarf nur des klaren Blickes eines Künstlers, der gerechten Beurteilung eines guten Menschen (gut im Goetheschen Sinne), der Lebenserfahrung einer charakterfesten Persönlichkeit, daß die Schöpfungen einer Romanwelt uns etwas sagen und unsere Meister sein können, indem sie unserm Charakter einen stets sich erneuernden Halt und unseren Neigungen nicht zwar einen endgültigen Abschluß, aber eine feste Richtung geben.

Wilhelm Meister ist eine solche Schöpfung. Und zumal in der neuesten Zeit, die uns weniger Weltanschauungsfragen als Kulturforderungen vorlegt, mag er deutlich zu uns reden.

Grenzboten IV 1911

35

Da ist keine reine Menschlichkeit. Nicht überwachsen und überrannt ist sie von Vorurteilen und Bedenlichkeiten und Ängstlichkeiten kurzichtiger Menschen, welchen Ständen und Kasten sie auch angehören mögen. Die Gestalten des Romans bewegen sich und handeln nach menschlich reinen und klaren Grundsätzen, Vorlieben und Widerwillen und nicht wie ein verzerrter Kulturzustand es vorschreibt. In jenen vornehmen Herren und Damen, in deren Kreis Wilhelm Meister sich hineinlebt, haben wir das bereits gesehen. Und Wilhelm Meister selbst! In seiner Knabenzeit schon flößt ihm, dem Sohn wohlhabender Bürgerleute, zuerst ein armer Fischerknabe freundschaftliche, liebevolle Gefühle ein. Weiterhin lebt er vorurteilslos und ohne Bedenken mit „unmöglichen“ Menschen, mit einem Harfenspieler und einem Gauklerkinde, unmöglich trotz ihres wahrhaft adligen Wesens und ihrer adligen Abstammung, die sich schließlich herausstellt. Man muß sich nur klar machen, wie gerade ein Parvenu ängstlich jeden Schein und jede Berührung mit der Plebs meidet, um nur ja nicht sich bei den Vornehmen verächtlich und unmöglich zu machen, und dann wird man die ganze Größe seiner Vorurteilslosigkeit erkennen, ebenso aber auch die wahre Vornehmheit jener Grafen und Barone, die ihn trotzdem, ja gerade deswegen hochachten und in ihre Kreise aufnehmen.

Es scheint, daß Wilhelm Meister uns gerade in dieser Beziehung recht viel zu sagen hätte. Das gegenseitige Abschließen der Stände voreinander, die hochmütige Nichtachtung des Lebens anderer Kreise ist in unserer Zeit nachgerade eine Gefahr geworden, die unsern gesellschaftlichen Bestand aufs schwerste bedroht. Und nicht das Anwachsen der „roten Flut“, die „Begehrlichkeit der großen Masse“, die „verderblichen Lehren einer vaterlandslosen Sozialdemokratie“, und wie alle die schönen Schlagworte lauten mögen, stören den Frieden im Innern so sehr wie jenes unnatürliche hochmütige Abschließen der höheren Stände vor dem Volk. Als ob es eine Schande wäre, wenn jemand den arbeitenden und erwerbenden Ständen angehört, als ob man eine schlimme Beleidigung sage, wenn man dem handgeschickten, aber weniger intellektuell begabten Sohn eines Regierungsrates den Rat gebe, er möge doch Handwerker oder Gärtner werden! Diese einseitige Anschauung ist freilich auch in anderen Kreisen, insbesondere auch dort zu beobachten, wo man gern „nach oben“ und vorwärts strebt und wo man auf sich etwas hält.

Ist es etwa verächtlich, wenn ein Beamter in der Öffentlichkeit mit einem Arbeiter in längerem Gespräch verweilt? Kann man nicht Meister bleiben und nach oben wie nach unten ein angesehener und selbständiger Charakter und nützlicher Lebensgefährte seines Kreises sein, wenn man Mensch unter Menschen ist, ob diese nun einen groben Arbeiterrock oder einen seidengefütterten Frack tragen sollten? Das ist's aber: eine Sozialaristokratie tut uns not, und wenn sie eine Macht geworden ist, wird die Gefahr der Sozialdemokratie verschwunden sein.

Was Goethes Wilhelm Meister uns nach der Seite des religiösen Lebens hin zu sagen hat, ist nicht minder beherzigenswert. Hier freilich möchte aus

Gründen der Rücksicht auf ängstliche Gemüther — um der Schwachen willen — ein vorsichtiges Prüfen und Behandeln am Platze sein. Man kann leicht in die Gefahr der Verfehrung kommen, wenn man auf einer kleinen Strecke abseits von dem herkömmlichen Wege einer konfessionellen Richtung sich bewegt, und wenn man hier insbesondere den „großen Heiden“, den „unmoralischen“ Goethe als Zeugen aufruft. Immerhin kann man sich, wenn man eine gewisse Position erlangt hat, getrost selbst einem Goethe anschließen — ich meine das gar nicht ironisch —, zumal da er sicher mehr Menschenkenntnis und Weltkenntnis besessen hat als mancher Theologe und hier es doch weniger auf die reine Lehre als auf das Leben ankommt. Wunderlich genug mutet es an, daß gerade Goethe uns die Ehrfurcht vor dem Dogma eindringlich lehren kann.

Es ist doch merkwürdig, daß wir bei soviel Verständnis des äußeren Lebens, bei soviel Fortschritt aus dem dunkelsten Aberglauben heraus und anderseits bei soviel vortrefflichen Leistungen aller theologischen Disziplin so wenig Fortschritte sehen in der Erkenntnis der religiösen Gegenstände, in der Anerkennung des christlichen Glaubens unter der großen Masse unseres Volkes. Es ist auch merkwürdig, daß selbst die Macht der Inneren Mission bei allem Segen, den sie gestiftet hat, das nicht leistet, was man von ihr erwartet hat, und was sie verheißt: eine religiöse Wiedergeburt Deutschlands. Man hat sich von den gesellschaftlichen Verfehrtheiten, von denen vorhin die Rede war, anstecken lassen und von dem Kastenwesen der Stände auch auf dem Gebiete des religiösen Lebens sich nicht ganz frei gehalten.

Auf dem Wege sind wir noch weit entfernt von der ersehnten Volkskirche, zumal man gerade da, wo man doch am wenigsten von weltlichen Einflüssen berührt sein will, und wo das Volk noch am ersten zur Geltung kommt, innerhalb der Sekten und der Gebetsgemeinschaften, sehr oft allzu menschlich sich imponieren läßt von hohen Dingen, nach denen man nicht trachten soll.

Bedenken wir dabei die ungeheure Fülle des religiösen Stoffes, mit dem alljährlich das deutsche Volk überschüttet wird! Denken wir an die unzähligen Zeugnisse der Wirksamkeit der Kirche in unseren Tagen, d. h. aber wie so viel gemacht wird, und wie man vor lauter Machen zuletzt gar nicht mehr zur Verinnerlichung kommt, und wie deshalb die Religion weniger die Beziehung zu Gott als vielmehr eine neue gesellschaftliche Form zur Befriedigung eines sentimentalischen Gefühls geworden zu sein scheint. Ist das wohl gesund? Entspricht das wohl der Bedeutung des Christentums? Wilhelm Meister und besonders die „Bekenntnisse einer schönen Seele“ lehren uns, daß etwas weniger Religion mehr Religion sein kann. Die göttlichen Dinge sollten mit etwas mehr Keuschheit getragen und verkündigt werden. Von dem, was selbstverständlich ist, sollte man nicht so viel und mit so gewaltigem Pathos reden, damit man nicht die zarten Kräfte des Gemüthslebens mit Reulen erschlage.

Anderseits scheint man gerade in den kirchlich interessierten Kreisen bei aller Rechtgläubigkeit die Rechtgläubigkeit ein wenig allzu sehr beiseite zu

setzen. Es scheint, als ob man das Dogma gültig sein lasse, aber die lebendigen dogmatischen Kräfte, die gerade in den suchenden Seelen unserer Zeit nach einem Ausdruck ringen möchten, außer Kurs setzen wolle. Auf der einen Seite sucht man das Dogma ängstlich zu hüten, indem man es als ein unantastbares Idol betrachtet, nach dem Grundsatz: *Quieta non movere*, auf der anderen Seite verwirft man es gerade deswegen und schüttet also das Kind mit dem Bade aus. Und selbst sehr rechtgläubige Theologen sind der Meinung, die Lehre tue es nicht, man solle praktisches Christentum treiben, zu welcher Meinung ein hartes, in seiner Härte freilich ungerechtes Urteil Eduard v. Hartmanns angeführt sei: „Die Beiseiteschiebung des Glaubensinhaltes zugunsten der sozialen Liebeswerke schließt den Irrtum ein, Früchte des Geistes zu erwarten, wo der Geist fehlt.“

Angeichts der Tatsache, daß die religiöse Verworrenheit in unserer Zeit eine recht weite Verbreitung gefunden hat, trotz der Wirksamkeit der Kirche, trotz aller Predigt von Jesu, empfiehlt es sich, doch einmal zu überlegen, ob nicht noch andere Möglichkeiten vorhanden sind, eine Religiosität, die im Volk latent ist, zu neuem Leben zu bringen. Und hier ist ein zweifaches zu bemerken und nach Goethes Wilhelm Meister zu beherzigen. Einmal: Weg mit dem philologischen und historischen Christentum, und man schränke etwas die Jesusverkündigung ein! Dagegen mehr immanentes Christentum, wie es jene „schöne Seele“ besaß, und mehr Verkündigung „der Christusidee als der Idee der in jedem Menschen zu realisierenden Gottmenschheit, die der Kern der Religion ist“ (Eduard v. Hartmann). Dabei ist es ganz und gar nicht notwendig, ja auch nicht klug, wollte man das Dogma beiseite setzen oder gar für veraltet erklären. Gerade Goethe will es am wenigsten entfernt wissen. Man möchte es nur in seiner einfachsten Gestalt, im Credo, als Grundstimmung und Quelle des immanenten göttlichen Lebens beibehalten. Man möchte den religiösen Ausdruck etwas einfacher gestalten, etwa wie — ich nehme keinen Anstand das zu erklären — es in den besten Zeiten des Rationalismus, wenn auch sehr verwässert geschah, wo doch noch dem Volke die Religion erhalten blieb. Ob das wohl nicht eine Frucht des religiösen Lebens ist, wie sie reifer die Jesusanbeter wohl nicht zeitigen können, wenn der Oheim auf seinem Sterbelager, ohne Jesus zu bekennen, mit Heiterkeit spricht: Wo ist die Todesfurcht hingekommen, die ich sonst noch wohl empfand? Sollt' ich zu sterben scheuen? Ich habe einen gnädigen Gott, das Grab erweckt mir kein Grauen, ich habe ein ewiges Leben.

Und das andere: Weniger Predigt, und wenn sie triefen sollte nach Mitternachtsöl, und mehr Kultus! Gerade die Erneuerung der äußeren symbolischen Formen und ihre Pflege — ich scheue mich durchaus nicht, hier auf das Beispiel der katholischen Kirche hinzuweisen — kann das immanente Christentum, die geistig lebendige Religion, zum äußeren Leben bringen. Nur ein Beispiel aus Wilhelm Meister: In jenem Kapitel, wo von der Erziehung

die Rede ist und wo der Satz von der dreifachen Ehrfurcht aufgestellt wird, von der Ehrfurcht vor dem, was über uns, vor dem, was unter uns, vor dem, was in uns ist, läßt Goethe in einer dreifachen Gebärde die Schüler ihr religiöses Bekenntnis ausdrücken, also nicht in Worten! Es ist bezeichnend für Goethes Stellung zur Religion, daß er darauf hinweist, dies Bekenntnis der Gebärde werde bereits von einem großen Teil der Welt, wenn auch unbewußt, ausgedrückt, nämlich im Credo, im apostolischen Glaubensbekenntnis.

Wilhelm Meister kann uns zeigen, das Gute auch in anderen kirchlichen Konfessionen zu finden. Wie sehr kann er deshalb im Interesse des konfessionellen Friedens dienen! Die Gestalt des Abbé ist doch sympathisch genug, selbst einem überzeugten Lutheraner, und es ist, man beobachte das wohl, nicht eine Laune des Goetheschen Genius, daß er gelegentlich diesen Abbé mit einem lutherischen Landgeistlichen vergleichen und verwechseln läßt. Es soll einer Vermengung und Vermischung der religiösen Gestaltungen durchaus nicht das Wort geredet werden. Und man kann ganz auf dem Boden der Konkordienformel stehen, deren Grundstimmung bei aller Schärfe des Ausdrucks das Schiedlich—Friedlich ist. Aber man kann und soll doch eine Form der religiösen Lebensäußerungen zu erreichen suchen, auf deren Grund ein friedlicher Verkehr möglich ist.

Religiöser und sozialer Friede — ist das eine Utopie? Wäre das der Fall und wir stimmten dieser Meinung zu, dann würden wir den Bankerott jeder menschlichen Gemeinschaft angeben können. Es wird aber höchste Zeit, daß wir uns einmal wieder besinnen auf die einfachsten Lebensbedingungen und auf eine möglichst vereinfachte soziale und religiöse Kultur, wie sie uns Goethe in seinem Wilhelm Meister darstellt.



Das Glück des Hauses Rottland

Roman

Von Julius R. Haarkhaus

IX.

„Liebe Mergé,“ sagte Frau v. Ödinghoven zu ihrer jungen Schwägerin, „ich habe die observation gemacht, daß du mit den Mägden immer einen langen discours hältst, anstatt ihnen mit kurzen Worten deine ordres zu erteilen. Man soll mit den Domestiken keine familiarité haben, denn dann werden sie indolent und negligieren ihre obligation. Du darfst mir das nicht en mal nehmen, aber ich kann es nicht mit ansehen, wie du dich um allen respect bringst.“

„Und dann noch eins, liebe Mergé,“ setzte die Priorin hinzu, „ein christliches Eheweib soll ihrem Herrn nicht immer replizieren, sondern seine Gebote ohne